

RUSH

RUSH

Die

CHRONISCH UNCOOLEN

Rush sind die wohl verblüffendsten Rockstars der Welt. Skandale, Exzesse, Abstürze? Fehlanzeige. Stattdessen gibt es bei ihnen nerdigen Prog-Rock und bücherwurmige Lyrics. Nach dem Tod von Drummer Neil Peart kehren die Kanadier auf die Bühne zurück – mit einer deutschen Schlagzeugin

Von FABIAN BROICHER

RUSH

Im Grundlagenseminar des Rock'n'Roll müsste Folgendes auf dem Lehrplan stehen: ein ver-ruchtes Auftreten, ein Hang zu Rebellentum und schnörkellosen Botschaften. Der Sog einer verzerrten Gitarre, drei bis dreieinhalb Akkorde, deren rohe Wildheit den Intellekt bekämpft. All das fügt sich dann zu einer Formel zusammen, die seit Jahrzehnten aufgeht. Nur wenigen großen Bands und Künstlern gelingt es, jenseits dieser Gleichung zu operieren. Rush gehören dazu.

Und das, obwohl die Kanadier seit je auf die Regeln des Rock pfeifen. Sie singen nicht von Sex, geben nichts um Drogen, finden Fortschritt in der Disziplin. Außerdem komponieren sie stets konsequent am Mainstream vorbei, schreiben progressive Epen über Sci-Fi-Dystopien und die Psychologie griechischer Götter. Ihr bekanntester Song zapft Mark Twains Literaturklassiker „Tom Sawyer“ an. Musikalische Saubermänner, bei denen der Intellekt über die Rebellion siegt. Es grenzt an ein Wunder, dass ihre Gleichung seit nunmehr fünfzig Jahren genauso aufgeht wie die aus den Rock'n'Roll-Lehrbüchern.

Als Rush Anfang der 70er-Jahre aus einer verunglückten Heavy-Blues-Truppe entwachsen, ist der Grundstein bereits gelegt. Die beiden Schulfreunde Geddy Lee und Alex Lifeson bilden den musikalischen Kern des Trios, markant sind Lifesons erfinderische Riffs, Lees üppiges Bassspiel und sein Countertenor, dessen Höhe mit der Stimme von Robert Plant konkurriert. Drummer Neil Peart stößt im Juli 1974 hinzu. Sein chirurgisch präzises Spiel, das ihm den Spitznamen „The Professor“ einbringt, katapultiert den Bandsound in neue Sphären. Und die Texte, die er für Rush schreibt, sind geprägt von philosophischen Gedankenspielen.

In dieser Besetzung mutieren Rush zum ultimativen Power-Trio ihrer Zeit. Nach ersten, hardrockigen Gehversuchen erklimmen sie mit Alben wie „2112“ und „Hemispheres“ den Gipfel des Prog, kreieren zwanzigminütige, mehrteilige Epen, die vor Virtuosität nur so strotzen. Der Meilenstein „Moving Pictures“ von 1981 verhilft ihnen dann zum endgültigen Durchbruch. Dort präsentieren sie sich kompakter, vereinen sie die Wucht des Metal mit schabernackigem Spielwitz zu einem ureigenen Stil. Man denke nur an das Instrumental „YYZ“, in dem das Trio den Morsecode des Flughafens von Toronto verrockt. Klingt ultranerdig? Ist es auch.

Trotzdem erreichen sie damit die Massen. Man schaue in die USA, wo es nur vier Bands gibt, die mehr mit Gold ausgezeichnete Platten veröffentlicht haben als Rush, namentlich die Beatles, die Rolling Stones, Kiss und Aerosmith. Vielleicht fußt das auf ihrem stetigen Hang zum Fortschritt. In den Achtzigern experimentieren sie mit Synths, gucken sich bei The Police schnoddrigen Reggae ab. Als ein Jahrzehnt später der Grunge regiert, wirbeln auch bei ihnen staubtrockene Gitarren. Und auf „Clockwork Angels“, dem zwanzigsten und letzten Studiowerk von 2012, kreieren sie eine Steampunk-Welt, die bis heute in Romanen und Comics weiterlebt. Es ist Rushs atmosphärisch dichtestes Album. Als hätten sie noch etwas beweisen müssen.

2015 setzt sich Neil Peart zur Ruhe, fünf Jahre später stirbt er an einem Hirntumor. Mit seinem Tod scheint auch Rushs Geschichte beendet. In vierzig Jahren ist das Trio zu einer Art musikalischem Zerberus gewachsen, drei Individuen zu einer Einheit verschmolzen. Ein Konzert ohne mindestens zwei von Pearts ausgedehnten Drum-Soli? Undenkbar. Also verkünden Lee und Lifeson das Ende der Band – bis sie im Oktober 2025 plötzlich wieder da sind. Eine Tour durch Kanada steht an, durch Nord- und Südamerika, durch die größten Hallen Europas. „Fifty Something“ heißt sie, ein Augenzwinkern in Richtung des Alterns. Und am Schlagzeug? Da sitzt Anika Nilles, eine Deutsche ohne großen Namen in der Rockwelt. Nicht unbedingt die offensichtlichste Wahl, oder? „Well“, sagt Geddy Lee, „das Offensichtliche hat uns noch nie interessiert.“

Ein klirrend kalter, aber glasklarer Wintertag in Berlin. Alex Lifeson und Geddy Lee sitzen in einem Luxushotel in Prenzlauer Berg. George Clooney residierte schon hier, Madonna auch, Brad Pitt und Hugh Grant schmissen im Pool auf der Dachterrasse gigantische Partys. Ausgerechnet in diesem Setting bitten Rush zur Audienz, die Band, die einst mit einem Song namens „Working Man“ erste Achtungserfolge einfuhr. Lifeson stellt klar, man solle sich davon nicht täuschen lassen, sie seien keine Megastars, sondern „chronisch uncool, so wie immer“. Und das weltweite Interesse an ihrer Rückkehr, die Deutschland-Tour Ende Februar nächsten Jahres, die sie in die größten Hallen des Landes führt? Haben sie nicht an Coolness gewonnen? Geddy Lee winkt ab. „Gott bewahre!“

Und wie sieht es mit der Neuen aus? Anika Nilles, 30 Jahre jünger als ihre Bandkollegen, ist eine der virtuosesten Schlagzeugerinnen der Welt. Sie veranstaltet weltweit Drum Clinics, knapp 300.000 Menschen folgen ihr auf YouTube, zuletzt tourte sie mit

Jeff Beck. Mit ihrer Band Nevell fusioniert sie Jazz und Funk, außerdem unterrichtet sie an der Popakademie Baden-Württemberg, die sie zuvor selbst mit Bestnote abgeschlossen hat. Ihr Spiel ist geprägt von polyrhythmischen Figuren und krummtaktigen Verschiebungen. Oft laufen dort Quintolen konträr zu einem Vierteltakt, also fünf Beats über vier Schläge. Zur Schau gestellte Koordination.

Bei Jeff Beck, da haben Rush sie entdeckt. Oder besser gesagt, da hat John „Skully“ McIntosh sie entdeckt, Geddy Lees Roadie. „Er kam von einer Tour zurück und sprach in höchsten Tönen von dieser deutschen Schlagzeugerin. Also habe ich mir Videos von ihr angesehen.“ Nilles bleibt dem Bassisten im Gedächtnis: ihr ungewöhnliches Spiel, ihre technische Finesse, sogar ihr Look. „Und wir wollten jemanden haben, der ohne den Ballast einer anderen großen Band auskommt.“ Bringt sie denn keine Coolness mit zu Rush? Doch, sagt Lee. „Wir waren überrascht, als sie zusagte. Es ist schön, wenn noch jemand mit uns spielen will.“

Nilles sitzt ein paar Räume weiter, als fürchtete man, ihre Bandkollegen könnten ihr die Lässigkeit stehlen. Sie trägt einen übergroßen grauen Cardigan, eine weite Hose mit Leopardmuster, an ihrem Nasenflügel glitzert ein silberner Ring. Ein Outfit, das besser zu Grunge passt als zu Prog-Rock. Wenn sie von ihren Inspirationen spricht, schwärmt sie vom slicken Pop Totos, von den kräftigen Beats der Red Hot Chili Peppers. Die Musik von Rush, sagt sie, sei ihr anfangs fremd gewesen. „Vor der ersten Probe war jeder Song für mich wie ein unbeschriebenes Blatt.“ Trotzdem zog sie nie in Betracht, den alten kanadischen Herren abzusagen. Sie grinst. „Ich mag halt Herausforderungen.“

Die hat sie gefunden. Die Songs von Rush sind regelrecht durchtränkt von Neil Pearts Drumming: der knallenden Snare, dem treibenden Ride-Becken, der Hi-Hat in Lichtgeschwindigkeit. Grooves voller Details und persönlicher Kniffe. „Er hat nie einen Beat wiederholt, dieser Fuchs.“ Nilles schnippt mit den Fingern, als sie über ihren verstorbenen Vorgänger redet. „Durch diesen kompositorischen Ansatz ist sein Schlagzeug ein elementarer Teil der Musik, das kann man ja nicht einfach ignorieren.“ Also keine Quintolen bei Rush? „Auf gar keinen Fall!“ Sie erzählt, dass sie bei jedem Groove, jedem Takt, jedem Schlag abwägt: Was kann sie ändern, wo besteht Raum zur Improvisation? Und wie kann sie Neil Peart beerben, einen der besten Schlagzeuger der Welt, ohne ihren eigenen Stil zu verlieren?

Dabei denkt Nilles in ganz ähnlichen Mustern wie Peart, sagt Lifeson im Zimmer nebenan. „Ihr Gespür für Stil und Nuancen ist essenziell. Wir geben ihr die Chance, Neils Arbeit zu analysieren. Der Rest kommt von

RUSH

DOPPELHALS-DUO
Lifeson und Lee 1976
auf der „All The World's
A Stage“-Tour.



allein.“ Dann wiegelt Lee ab: Anika kommt vom jazzigen Funk, einem Genre, das weit weg liegt von Progressive Rock. „Und ich glaube, das hat sie anfangs unterschätzt. Ihre Grooves waren zu locker, zu swishy.“ Er wackelt mit den Händen, lässt die schlaffen Arme durch die Luft kreisen. „Neil hingegen ...“ Er spannt sich an, drückt den Rücken durch. „Immer straight up.“ Lifeson nickt. Wenn jemand weiß, worüber Lee redet, dann er.

Sie sind schon ein seltsames Paar, Geddy Lee und Alex Lifeson. Der eine, Lifeson, von fester Statur, strahlt wie die schlohweißen Haare auf seinem Kopf. Mit dem bunten Tuch, das um seinen Hals gewickelt ist, erinnert er an einen fleischgewordenen Teddybär, der eher zufällig unter Menschen geraten ist. Der andere, Lee, ist schlaksig, mit schulterlangen, dunklen Haaren. Eine John-Lennon-Brille mit getönten Gläsern auf der spitzen Nase, immer wieder spinkst er über ihre Ränder. Das musikalische Gegenstück zu Stan und Ollie.

Seit mehr als fünfzig Jahren sind sie das kompositorische Fundament von Rush. Sie schreiben die Riffs, basteln gemeinsam am Sound, geben die künstlerische Marschrichtung vor. Was immer innerhalb dieser

**„MANCHE
LEUTE
FÜRCHTEN
SICH VOR
IHREM
INNEREN
NERD.
WIR
NICHT.“**

kreativen Partnerschaft entsteht, es definiert die Band. Klar: Neil Peart hat das Trio jahrzehntelang zusammengehalten, hat Rushs Werk gravitätischen Tiefgang verliehen. Aber auch klar: Rush waren schon Rush, bevor Peart zur Band gestoßen ist.

Die Kameradschaft zwischen Lee und Lifeson zieht sich wie eine Lebenslinie durch die Geschichte der Band. „Ich freue mich, berichten zu können, dass sich daran nichts geändert hat.“ Lee schmunzelt. Sobald sie Zeit miteinander verbringen, sagt er, verwandeln sie sich in gackernde Schuljungs. Etwa wenn sie von Bekannten zum Essen eingeladen werden. „Die Gastgeber checken einfach nicht, dass sie uns besser nicht nebeneinandersetzen sollten. Es dauert keine halbe Stunde, bis wir die dämlichsten Witze reißen.“ Zwei 72-jährige Rockstars als Partycrasher.

Dieser Humor manifestiert sich auch bei Rush. Für ihre Konzerte drehen sie alberne Filmchen, die zwischen den Songs laufen. Früher hat man ihnen vorgeworfen, dass sie sich zu ernst nehmen. „Was zur Hölle wissen die schon?“, sagt Lee. Ihre Musik, ja, die nähmen sie sehr ernst, das sei immerhin ihr Job. Aber sie geben genauso gerne die Clowns für die Fans. „Lachen ist die Essenz bei uns“,

RUSH



RUSH 2.0
Lifeson und Lee mit
der neuen Schlagzeu-
gerin Anika Nilles

sagt Lifeson. Eigentlich eine ganz normale Freundschaft also, die sich in einer großen Band manifestiert.

Nicht so einfach, wenn dann plötzlich jemand Neues dazustößt. Die Gefahr, sagt Anika Nilles, dass die Dynamik innerhalb der Gruppe kippen könnte, sei ihnen bewusst gewesen. „Aber wir werden mit jedem Tag sicherer, an dem wir uns besser kennenlernen.“ Bevor Nilles sich vollends dem Schlagzeugspiel widmete, machte sie eine Ausbildung zur Erzieherin. Wohl ganz hilfreich, wenn man mit Greisen musiziert, die sich wie Oberschüler benehmen. „Da gibt es auf jeden Fall Synergien. Vor allem weil Geddy und Alex sich nicht wie Rockstars aufführen, sondern wie gigantische Nerds.“

Wundert es da, dass sich die Nerds dieser Welt auf Rush einigen können? Dutzende der kreativsten Menschen ihrer Zeit haben das kanadische Trio zu ihrer Lieblingsband erkoren. „Simpsons“-Erfinder Matt Groening ist Fan, ebenso wie Fry, die Hauptfigur aus Groenings „Futurama“. Seth MacFarlane nimmt sie regelmäßig in „Family Guy“ aufs Korn, im bitterbösen „South Park“ leihen die drei den Cartoon-Versionen ihrer selbst die Stimmen. Als die Serie 2022 ihren 25. Geburtstag feiert, treten Lee und

**„WIR HABEN
GELERNT,
DASS DIE
BAND
MEHR IST
ALS DIE
SUMME
IHRER
TEILE.“**

Lifeson als Überraschungsgäste auf. Für ihren Film „Trauzeuge gesucht!“ verpflichten die Hollywoodstars Paul Rudd und Jason Segel die Band für einen Cameo. Und Geddy Lee verkörpert in „How I Met Your Mother“ einen Experten, der die Musikkarriere von Ted Mosbys Freundin Robin Scherbatsky kommentiert.

Früher, sagt Lee, seien Rush ein „guilty pleasure“ gewesen. Eine Band, die man heimlich hörte, deren Platten man in der Sammlung in die hintere Ecke räumte. „Manche Menschen fürchten sich vor ihrem inneren Nerd.“ Er lächelt. „Wir nicht.“

Jetzt sind Rush dank all der Anspielungen und Würdigungen ein popkulturelles Phänomen. „Ich weiß nicht, wie wir das geschafft haben, aber irgendwie sind wir ins Bewusstsein des Mainstreams gesickert“, sagt Lifeson. Dabei sind sie doch angeblich so uncool. „Wahrscheinlich sind wir so dermaßen uncool“, sagt Lee, „dass wir doch ein Quäntchen Coolness in uns haben.“ Bis die Leute unsere Musik hören, fügt Alex Lifeson hinzu. „Dann merken sie: Nö, immer noch uncool!“

Tatsächlich fällt es leicht, Rush als Bombast abzutun, als eine präventöse Entgleisung des Rock. Der Kastraten-Gesang, die in Schwere erstarrte Virtuosität, die

RUSH

Doktoranden-Texte. Ganz zu schweigen von ihrem völligen Unverständnis für Mode. In den Siebzigern etwa gibt es ein paar finstere Jahre, in denen Lee, Peart und Lifeson ausschließlich in Kimonos auftreten. Aber auf, sagen wir, zehn Rockfans, denen Rush völlig egal ist, kommt mindestens einer, der die Band abgöttisch liebt.

Die Band, die zwischen allen Stühlen sitzt: tiefergründiger als Hard Rock, sanftmütiger als Metal und nicht so hippiesk wie der meiste Prog. Dazu kommt, dass sie von Außenseitern und Eigenbrötclern erzählen, von denjenigen, die die Rockmusik der 70er- und 80er-Jahre größtenteils im Stich gelassen hat. Man denke an „Subdivisions“, das zu wabernden Keyboard-Fanfaren und einem Stechuh-Schlagzeug vom Aufwachsen in uniformen Vorstädten erzählt. „Conform or be cast out.“ Trostlosigkeit im Siebenachteltakt.

Und so reicht Rushs Einfluss weit. Sie werden von der modernen Prog-Rock-Szene verehrt, von Steven Wilson, Dream Theater und Tool. Aber auch von den Pixies, den Smashing Pumpkins und Metallica, die Rush als „eine Mischung aus Cream und einem Roman von Philip K. Dick“ würdigen. Trent Reznor nennt sie als eine riesige Inspiration für die Nine Inch Nails, den Mix aus dräuenden Synths und schneidenden Metal-Riffs habe er sich bei ihnen abgeguckt. Die ersten verrauschten Tapes, die Elliott Smith als Teenie aufnimmt, lange bevor er zum allseits verehrten Indie-Barden wird, sind gespickt mit Rush-Covern. Und auch Taylor Hawkins, der 2022 verstorbene Drummer der Foo Fighters, war riesiger Fanboy.

„Ich muss immer lächeln, wenn ich nur Taylors Namen höre“, sagt Geddy Lee. Als Dave Grohl Konzerte in Los Angeles und London organisiert, um Hawkins' Lebenswerk zu feiern, klopft er natürlich auch bei der Lieblingsband seines Bandkollegen an. Also proben sie drei Songs, laut Lifeson bis zum Umfallen, treten mit Chad Smith von den Red Hot Chili Peppers, Alleskönner Omar Hakim und Grohl selbst an den Drums auf. Lee spricht von einer Offenbarung. „Dadurch haben wir unsere eigenen Songs zurückerobert. Uns wurde klar: Rush mag es zwar nicht mehr geben, aber die Musik ist quicklebendig.“ Beim Konzert in London treffen sie Paul McCartney, der sie darin bestärkt, wieder regelmäßig aufzutreten.

Der Gig wird zum Katalysator für die Reunion, obwohl Alex Lifeson zunächst skeptisch ist. Im Gegensatz zu Lee, der mittlerweile Bücher schreibt, die Reissues der Band betreut und zu einer Art Nachlassverwalter geworden ist, macht er noch Musik. Bei Envy Of None etwa, einer Art Supergroup, die sich zwischen experimentellstem und

verträumtem Pop bewegt. „Anfangs stand ich uns selbst im Weg.“ Aber je länger und tiefer sie in ihre musikalische Vergangenheit eintauchen, desto mehr Freude bereitet es ihm. Seine Augen leuchten, als stiege ihm der Duft seines Lieblingsgerichts aus der Kindheit in die Nase. „Vor allem weil wir zuerst ziemlich mies gewesen sind. Also haben wir uns das Ziel gesetzt, wenigstens annehmbar zu spielen. Hat ja lange genug gedauert.“

Annehmbar zu spielen, was heißt das? Die drei kreisen immer wieder um das etwas wolkige Wort „Feeling“. „Wenn fünf tolle Schlagzeuger ‚Limelight‘ trommeln, dann ist es immer noch ‚Limelight‘ – mehr oder weniger“, sagt Lee. „Aber das Gefühl muss sitzen.“ Neben an sagt Anika Nilles, dass sie darauf von Anfang an achtet. „Geddy und Alex müssen sagen: ‚Jo, so passt das, so kennen wir den Song.‘ Das ist die größte Herausforderung für mich.“

Aber: „Die Musik von Rush ist komplex, energetisch, strukturiert. Das kann man nicht einfach jammern“, sagt sie. Um dieses Feeling also einzufangen, versucht Nilles schon bei den Proben, sich selbst auszutricksen. „Zurzeit trainiere ich meine Flexibilität. Ich spiele die Songs durch und zwingt mich dazu, nicht abzubrechen, wenn ich mich verhaue.“ Sie zuckt mit den Schultern. Es gebe nirgendwo auf der Welt die perfekte Show. Was sie sich von den anstehenden Konzerten erhofft? „Ich freue mich einfach, dass ich dabei helfen kann, dass Rush zurück auf die Bühne kommen.“

Und wie sieht es bei Geddy Lee und Alex Lifeson aus? Etwa 40 Songs werden sie proben, damit an jedem Abend musikalisch variiert werden kann. Sie planen, zwei oder drei kürzere Sets zu spielen – „wegen des Alters“, sagt Lee. Und dann redet Lifeson auf einmal davon, dass sie an einer ausgefeilten Choreografie arbeiten. Man denkt an ZZ Top, ältere Herren auf kreisenden Haxen. Doch weit gefehlt! „Wir haben uns ganz viel von Beyoncé abgeguckt.“ Lee wiederum nennt Britney Spears. „Hast du ihre Videos gesehen, wie sie zu Hause trainiert? Auf dem Level bewegen wir uns.“

Fast kauft man es ihnen ab, dass sie die anstehenden Gigs in Leggings und Ballettschläppchen bestreiten wollen. Ein Beweis für die herrlich schräge Unberechenbarkeit des Rush-Kosmos. Dadaistischer Eskapismus in Konzertform. „Musik kann einen durch die unsichersten Zeiten bringen“, sagt Lee. Rush haben selbst unsichere Zeiten erlebt, Widerstände, Umbrüche, Verluste. „So haben wir gelernt, dass die Band mehr ist als die Summe ihrer Teile.“ Und genau deswegen ist diese Reunion so bedeutsam. Sie zeigt, dass Musik sogar den Tod überdauert. Denn obwohl Neil Peart nicht mehr da ist, durchdringt sein Geist diese Konzerte. Ihm hätte es bestimmt gefallen, dass das Uncoole so langlebig ist. 



BROICHER MIT RUSH

NERDS UNITED

Die weltweit kultisch verehrte Band Rush hat sich selbst einmal als „terminally unhip“ bezeichnet – eine Formulierung, mit der unser Autor Fabian Broicher (Mitte) sich durchaus identifizieren kann. Für diese Ausgabe traf er Sänger Geddy Lee und Gitarrist Alex Lifeson. Fabian liebt Prog-Rock in allen Ausprägungen – und widmet sich auch als Schlagzeuger eher nerdiger Musik: Wenn er gerade nicht schreibt, bringt er mit The Lindau Project den erhabenen Krautrock von Popol Vuh auf die Bühne. *Seite 62*

THE SERIOUS ART OF PROMOTION



RUSH
FIFTY SOMETHING
EURO 2027 TOUR

21.2. BERLIN · 25.2. MÜNCHEN
28.2. KÖLN · 2.3. HAMBURG
4.3. STUTTGART

BOB!
DEUTSCHLAND MUSIK

Rolling Stone

defte

18. AUG
BE
PARKBÜHN

SPEC

TURN

**E
VA**